

Viertes Buch.

1. Kapitel.

Die Diebe und die Nationalgarde.

Camillo bemerkte von der dunklen Ecke aus, in welcher er kniete, daß am äußersten Ende des Grundes zwei Schatten in hellen Mondschein sichtbar wurden; später unterschied er zwei Männer, welche die Richtung nach den Obstbäumen nahmen. Das erste Gefühl, welches Camillo ergriff, war Furcht. Er erinnerte sich aber dennoch seines Hornes, zog es hervor und stieß drei scharfe, schrillende Töne heraus. Da sein Häuschen im Schatten lag, also nicht bemerkt wurde, so konnte er ruhig der Dinge warten, die da kommen sollten.

Die Bösewichte erschrocken, und flohen sogleich nach jenem Theil der Mauer, welcher durchbrochen war. Wenige Minuten später hörte Camillo die Scharwache und ein wiederholtes: »Wer da!«

Nach einem kurzen Zwischenraume riefen dieselben Stimmen: »Wir haben sie!«

Nun trat Camillo hinaus, und sah in geringer Entfernung von seinem Wohnorte eine Gruppe Nationalgardisten, welche zwei verdächtig aussehende Männer in ihrer Mitte hatten. Er näherte sich ihnen. Der Schein einer Laterne, welche die Gardisten mit sich führten, fiel auf das Gesicht der Männer; als Camillo sie erblickte stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus.

»Ei! das sind ja meine beiden Fremden von vorgestern.«

Dieser Ausruf zog die Aufmerksamkeit des Corporals nach sich, welcher die Scharwache anführte. Er richtete einige Fragen an den Knaben.

»Erstens,« antwortete Camillo, »habe ich das Signal gegeben.«

»Wie,« fragte der Corporal, »dann bist Du ja der Knabe dessen Geschichte mir Onkel Raimund erzählt hat?«

»Ja, Herr.«

»Und Du kennst diese Männer?« fügte er hinzu, indem er auf die Gauner wies, welchen der Feldwebel die Hände band.

»Ich kenne sie,« sagte Camillo ohne zögern, »d. h. als ich vorgestern Abend durch die eliseischen Felder nach Hause gehen wollte, redete einer von ihnen, der größere, mich an, indem er mich in einem fremden Dialekte nach der Straße von Orleans fragte.«

Jetzt erzählte der Knabe die Ereignisse des vorvergangenen Abends; der Corporal ergänzte die Geschichte durch Erzählung von Camillo's edelmüthiger Handlung.

»Nun wohl,« erwiderte der Knabe mit kindlicher Einfachheit, »würde nicht jeder von Ihnen eben so gehandelt haben, wenn Sie wie ich Violine zu spielen verstünden. Uebrigens haben diese zehn Franken mir reichlich Zinsen getragen, kommen Sie nur und sehen Sie sich mein Haus an.«

»Dein Haus?« fragte der Neffe von Herrn Raimond, . . . »ich glaube, wenn Du auf dem Grunde meines Onkels einen Baumzweig findest, auf dem Du ausruhen kannst, so darfst Du Dich glücklich schätzen.«

»Kommen Sie, kommen Sie!« sagte Camillo mit der lebenswürdigen Unbefangtheit, welche Kindern eigen ist.

Und die Scharwache, der Corporal an ihrer Spitze, folgte dem Knaben.

»Also hier ist Deine Lagerstätte,« sagten die Männer zu gleicher Zeit, als sie die vier nackten Mauern gewahrten, und das Gras, welches den Fußboden bedeckte.

»Ja,« sagte Camillo fröhlich.

Dann aber schüttelte er sein blondes Köpfchen, und fügte mit trübsinniger Miene hinzu: »Vor einem Monate, als mein Onkel noch lebte, würde ich sehr unglücklich gewesen sein, keine andere Wohnung als diese hier zu haben; aber heute — nachdem ich die Angst kennen lernte, auf offener Straße zu schlafen, da von der Sicherheitswache aufgegriffen und wie ein Landstreicher ins Gefängniß geschleppt zu werden, heute danke ich Gott, meine Herren, einen so sichern Zufluchtsort gefunden zu haben.«

»Armes Kind,« sagten die Zuhörer, gerührt durch den Ausdruck, welcher Camillo's Worte begleitete.

»Aber wie kam es nur, daß Du Dich in Paris so allein befindest?«

»Das darf ich nicht sagen; denn von seinen Verwandten soll man nie böses erzählen.«

»Meine Herren,« sagte der Corporal, »für diesen Knaben müssen wir etwas thun.«

»Ich bin nicht reich,« sagte einer von ihnen, ich bin Schuhmacher; ich nehme es auf mich für sein Fußzeug zu sorgen, indessen sind hier fünf Franken Herr Corporal.«

»Ich,« sagte ein anderer, »werde ihm morgen ein Feldbett schicken und eine Matrage.«

»Hier ist mein Theil, und der meinige, und der meinige.«

Der Corporal nahm das Geld entgegen und bot es Camillo an, welcher erröthend einen Schritt zurückthat.

»Ich kann es nicht nehmen,« sagte er; »ich kann nicht.«

»So nimm doch!« entgegnete der Corporal.

»Ich werde keinen Gebrauch davon machen, meine Herren. Ich weiß nicht woher es kommt, aber — ich mag nicht von allen Leuten Geld annehmen. — Verwenden Sie mich zu irgend einer Arbeit, damit ich das Geld verdienen kann, dann nehme ich es.«

»Was kannst Du denn?« fragte der Corporal, »kannst Du gut lesen und schreiben?«

»Ja,« antwortete Camillo.

»Höre, ich bin Buchdrucker; einer meiner Correctoren hat einen Lehrling nöthig. Komme morgen früh unter dieser Adresse, so wirst Du Arbeit finden. Bis dahin nimm die zwanzig Franken getrost an; nimm sie als ein Darlehen, wenn Du nicht anders willst, und gib sie mir später zurück.«

»Gut, das nehme ich an,« sagte Camillo, »aber ich sage es zum voraus, daß ich es nicht behalte.«

Die Gardisten sagten mit Wort und Handschlag gute Nacht, und zogen sich zurück.

»In der That,« sagte Camillo, indem er das Geld in seinen Händen wog, »es bleibt doch wahr, daß gute Handlungen einen reicheren Lohn bringen als schlechte. Morgen werde ich Marie bitten, daß sie mir Hemden und Strümpfe kauft.«

2. Kapitel.

Wie zehn Franken, welche ohne Zinsen angelegt wurden, ein schönes Kapital einbringen.

Camillo war früh aufgestanden. Die Hoffnung in einer Buchdruckerei angestellt zu werden, war ihm durch den Kopf gezogen, und hatte ihn nicht schlafen lassen. Nachdem er ein Stück Brod und einige Radischen gegessen hatte, welche ihm vom vorigen Tage geblieben waren, fütterte er seine Tauben, und ging darnach mit Fox aus.

Einige Schritte von seinem Wohnorte begegnete er den Corporal, der von der Wache heimkehrte, und eben im Begriffe stand, in einen Miethwagen zu steigen.

»Dich finde ich gerade zu rechter Zeit,« sagte er zu Camillo, »steige ein, ich will Dich vorstellen und in die Druckerei einführen.«

Der Knabe ließ es sich nicht zweimal sagen; er setzte sich neben seinen neuen Herrn, und das Pferd trappte im Gallopp fort. Fox folgte den Spuren seines Herrn. Nach Verlauf einer Viertelstunde befand sich Camillo mitten in einer Buchdruckerwerkstätte.

»Herr Germain,« sagte der Buchdrucker, in dem er Camillo einem alten Herrn vorstellte, dessen Augen von einem grünen Schirm gegen das Licht geschützt waren, so daß man nur die untere Hälfte des Gesichtes sehen konnte; »hier ist ein Knabe, welcher Ihnen beim Lesen der Korrektur behilflich sein wird; prüfen Sie ihn, ob er dazu fähig ist, und sagen Sie mir dann das Resultat.«

»Ehe eine Stunde vergangen ist, werde ich Ihnen Bescheid sagen,« antwortete Herr Germain. — »Komme her zu mir, Kleiner,« fügte er hinzu, indem er ihn in einen abgeschlossenen Raum führte, der durch ein eisernes Gitter von der ihn umgebenden Werkstatt getrennt war. »Les hier dieß Manuskript leise nach, während ich die Korrektur laut lese und merkst Du, daß etwas ausbleibt, so sage es mir.«

»Seien Sie nachsichtig, mein Herr, ich bitte Sie; es ist das erste mal, daß ich eine Druckerei sehe,« antwortete Camillo traurig.

Der alte Korrektor entgegnete faust: »Ach! wenn Du noch keine Buchdruckerei gesehen hast, dann sollst Du die ganze Werkstätte in Augenschein nehmen, ehe Du an die Arbeit gehst. Hier siehst Du die Arbeiter oder Setzer damit beschäftigt, Buchstaben von Blei in einen Winkelhaden neben einander zu setzen, nach dem Manuskript, welches sie vor sich haben. Zuerst setzen sie Zeilen, dann Seiten, welche sie in einen eisernen Rahmen schließen, den man Form nennt. Diese Form bekommt der Drucker; dieser legt sie in die Presse ein; eine Walze, welche mit Schwärze überzogen ist, wälzt sich über die Buchstaben hin, und färbt alle erhabenen Stellen; darnach führt die Maschine einen weißen Bogen Papier über die Form; mittelst einer Einrichtung in der Presse erleidet das Papier einen Druck, nimmt die Formen der schwarz bestrichenen Buchstaben auf, und zeigt nun alle Wörter, welche der

Sezer gesetzt hat. Der erste Bogen, welcher auf diese Weise fertig ist, heißt Probobogen; dieser enthält Fehler, welche man durch nachlesen aufsuchen, und auf dem Rande bemerken muß. Hast Du diese Erklärung verstanden?»

»Vollkommen, Herr!«

»Dann komm, setze Dich zu mir, und lasse uns anfangen.«

Camillo war so folgsam, so zuvorkommend gegen Herrn Germain, daß er dessen Freundschaft vor Ablauf des Tages gewonnen hatte. Camillo hatte ihm seine Abenteuer erzählt, und der alte Correkter hatte ihm angeboten, ihn zu sich in Kost zu nehmen.

»Aber ich habe wenig Geld,« sagte Camillo, »um dafür hinlänglich zu bezahlen.«

»Du kannst täglich dreißig Kreuzer verdienen,« antwortete der Correkter.

Camillo machte große Augen und wiederholte: »Dreißig Kreuzer!«

»Dreißig Kreuzer täglich machen wochentlich neun Franken; von diesen bezahlst Du meiner Frau wochentlich 6 Franken, dafür bekommst Du täglich Frühstück und Mittagessen von heute an. Bist Du mit dieser Einrichtung zufrieden?«

»Das glaube ich! Herr,« sagte Camillo, »ich bin sehr zufrieden. Mein Gott! Mein Gott!« fügte er hinzu mit feuchten nach oben gerichteten Augen, »mein guter Gott, Du hast mich nicht verlassen, ich danke Dir.«

»Du bist ein frommer Knabe, das ist schön und recht,« erwiderte der alte Correkter. »Dein gutes Herz wird Dir Freunde gewinnen. Man wird Dir danken, daß Du den armen, verwundeten Hund nicht verlassen hast, mit welchem Du ohne zögern Dein Brod theiltest. Sieh, wenn Du das arme Thier von Dir gestossen hättest, so würde der Invalide Dir nicht angeboten haben in dem Neubau zu übernachten; Du hättest die Maurer nicht lesen gelehrt, und die zehn Franken nicht bekommen. Wohl hätte das Geld leicht eine Beute der Diebe werden kön-

nen, wenn Dein gutes Herz Dich nicht noch einmal gerettet hätte. Und hättest Du die Noth des armen blinden, durch Dein großmüthiges Opfer nicht gemildert, so hätte Herr Raimond Dir die Wächterstelle auf seinem Grundstücke nicht angeboten, der Sohn des blinden und seine Kameraden hätten Dir Dein Häuschen nicht gebaut, und endlich wärest Du nicht mein Gehilfe in einer der ersten Druckereien von Paris. So ist es, wie meine Frau zu sagen pflegt: »eine Hand wäscht die andere.« Glaube mir, Dein Hund und die zehn Franken können die Grundlage zu einem glänzenden Vermögen werden.«

Camillo brach in lautes Lachen aus.

»Einstweilen« sagte er, »sind meine Schuhe durchgetreten, meine Strümpfe zerrissen, und meine Lagerstätte besteht aus Gras und Kräutern, wie jene des Robinson Crusoe.«

So wie der alte Corrector es versprochen hatte, so geschah es auch. An demselben Tage wurde Camillo in die Druckerei von Herrn Raimonds Neffen aufgenommen, gegen eine Bezahlung von 9 Franken wöchentlich. Herr Germain stellte ihn seiner Frau vor; diese wußte in ihrer Freundlichkeit nicht, wen sie mehr pflegen sollte, den Knaben, oder den Hund.

Bei einbrechender Nacht nahm Camillo von seinen neuen Beschützern Abschied, mit fröhlichem Herzen, und begleitet von Fox schlenbert er langsam durch die Alleen der elyseischen Felder.

Als Camillo sich seiner Wohnung näherte, begegnete er Marien, welche auf seine Rückkehr zu warten schien. Sie hielt in ihrer Hand ein Taschentuch, welches sie als Halstuch zusammengelegt hatte.

»Darf ich Ihnen die Augen verbinden Camillo,« fragte sie mit einer freundlichen und schelmischen Miene.

»Wollen wir »blinde Kuh« spielen Marie?« fragte Camillo, indem er ihr die Stirne entgegen hielt.

Ohne alle Erklärung, legte das junge Mädchen die Binde über des Knaben Augen, und indem sie ihn an der Hand faßte, zog sie ihn laufend nach sich.

3. Kapitel.

Eine große und angenehme Überraschung.

Obgleich Camillo die Augen verbunden hatte, und von Marie geführt wurde, so erkannte er doch den Weg, welchen er zurücklegte als denjenigen der zu seiner kleinen Wohnung führte; auch fing er an unterdrücktes Lachen zu unterscheiden, dazwischen vernahm er ein wiederholtes »Pst! Pst!« — dann ein dumpfes Gemurmel, und zuletzt ein leises Trippeln mehrerer Personen, welche vorsichtig hin- und her gingen. Bald fühlte er unter seinen Füßen die Diele seiner Hütte, und jetzt fiel auch die Binde von den Augen. Diese blickten in dem kleinen Raume umher, und ließen Camillo Dinge gewahren, die ihn in das höchste Erstaunen versetzten. Die Wände seines Zimmers, welche er des Morgens nackt und kahl verlassen hatte, waren mit Tapeten überzogen, auf deren gelber Grundfarbe blaue Blumen gemalt waren. Er fand nicht den großen, viereckigen Raum ohne Thür und Fenster wieder, der nicht Ein Zimmergeräth enthielt, sondern statt dessen ein freundliches, verschließbares Zimmer, in dem nichts fehlte. An einer Seite stand ein Bett mit einer Matratze, einem Kopfkissen und einer Decke; an der andern Seite stand ein Schrank von Nußbaumholz, durch dessen halb offene Thür man auf den Fächern weiße Wäsche liegen sah. Am untern Bettende stand ein kleiner Speiseschrank, aus welchem ganz angenehme Düfte strömten, die den sehr brauchbaren Inhalt verriethen. Dazu kam noch ein weißer, hölzerner Tisch, an welchem zwei Strohsessel standen. Dieß Alles überraschte Camillo so sehr, daß er nicht wußte ob er wache oder träume.

Ein lautschallendes Gelächter, und ein freundlich boshafter Kniff Mariens, welche ihn aus seiner Betäubung wecken wollte, brachten ihn wieder zur Besinnung. Erst jetzt bemerkte er seine Umgebung. Da standen die Maurer, die Kameraden von des blinden Mannes Sohne; dann der alte, blinde Mann selbst, neben diesem eien Gruppe Herren, welche er an-

fangs nicht erkannte, in deren Mitte er aber den Buchdrucker, seinen Herrn, sah.

»Nun, was sagst Du denn, zu diesen Dingen,« fragte ihn letzterer. »Denkst Du nicht, daß die zehn Franken, welche Du diesem armen braven Manne gabst, Dir reiche Zinsen getragen haben? Schaue um Dich; alles was Du hier siehst gehört Dir. Dieses Bett, dieser Schrank, der Tisch, die Stühle, kurz alles ist Dein; die Herren hier haben es Dir gegeben.«

»Aber erkennst Du sie denn nicht? Sie sind die Scharwache der vergangenen Nacht.«

»Hier findest Du auch Geschirr, Wäsche, Bettzeug, ein Duzend Handtücher, und Kleidungsstücke zu Deinem Gebrauche.«

»Hier ist außerdem ein Korb mit Wein, welchen Du den braven Leuten, die Dein Haus gebaut haben, zum besten geben sollst. Und da ich den blinden Mann mit seinen Kindern in Deinem Namen zum Abendbrot eingeladen habe, so habe ich auch Deinen Speiseschrank mit allem nöthigen dazu versehen. Jetzt lebe wohl, mein Junge, auf Wiedersehen morgen in der Werkstätte.

Camillo ergriff weinend die Hand seines Principals, die dieser ihm reichte; »mein guter Herr!« rief er schluchzend aus.

Mehr konnte er nicht sagen; aber seine Thränen sprachen beredter als Worte es vermochten. Der Buchdrucker ging mit seiner Gesellschaft weg, und Marie, welche nur diesen Augenblick abwartete, drehte rasch den Schlüssel des Speiseschrankes, um die beiden Thüren zu öffnen; da stand eine große Pastete, ein gebratener Indian, und zwei große Laib Brod dabei.

Camillo ergriff rasch das Wort indem er sagte: »Meine Freunde, hier ist Abendbrod für uns alle, kommen Sie zu Tische.«

»Wir haben aber nur zwei Stühle,« sagte einer der Maurer.

»Den einen für den Blinden, den andern für Jungfer Marie,« entgegnete Camillo.

»Ei was,« sagte Marie, »der Abend ist schön, tragen wir den Tisch ins Freie, um da unser Abendbrot zu essen. Was die Sitze anbe-

langt, die sind bald gemacht, denn wir brauchen nur Bretter über die Steine zu legen, um die bequemsten Bänke zu bekommen.«

»Es lebe Marie!« riefen die Maurer aus, indem sie ihren Vorschlag sogleich ausführten.

Einige Augenblicke später war der Tisch zurecht gestellt, und von bequemen Sitzen umgeben. Der beste Platz ward dem blinden Manne angewiesen, nach ihm setzten sich alle andern; Fox machte die Runde; jeder Gast theilte ihm einen guten Bissen mit; Pastete und Indian wurden zerfchnitten, die Weinflaschen entkorkt; Frohsinn und Heiterkeit belebten die Gesellschaft so wie das Mahl, welches der Mond mit seinem Silberglanze erhellte.

Um zehn Uhr wurde aufgebrochen. Camillo ging allein in sein kleines Zimmer zurück. Nachdem er alles in Ordnung gebracht hatte, kniete er vor seinem Bette nieder, und dankte Gott aus tiefer Seele für alle Segnungen, welche er in den letzten Tagen so reichlich über ihn ausgegossen hatte.

Seit Camillo in Paris lebte, schlief er in dieser Nacht wieder zum ersten Mal in einem Bette.

»O, wie gut, wie wohlthuend ist dieses Lager,« sagte er zu sich; »um es so recht zu fühlen, muß man wohl, gleich mir, lange Zeit diese Wohlthat entbehrt haben.«

Plötzlich zog ein beunruhigender Gedanke durch seinen Kopf: er hatte seiner Tauben vergessen. Wo waren sie: Was ist in mitten des Festes aus ihnen geworden?

»War ich nicht undankbar gegen sie,« sagte er mit gepreßtem Herzen? »Ich habe sie vergessen.«

Übrigens verhalf ihm das gute Bett bald zur Ruhe. Er fiel in einen tiefen Schlaf.

4. Kapitel.

Der kleine Tauben- und Kaninchenhändler.

Als Camillo am andern Morgen erwachte, hatte er nichts eiligeres zu thun, als Gott aufs neue für die Güte zu danken, durch welche er ihm dieß freundliche, nette Zimmerchen verliehen.

Sogar Fox schien mit diesem Schicksalswechsel zufrieden; denn auf sinnreiche Weise hatte auch er sich eine etwas weichere Lagerstätte bereitet, als der Fußboden es war, indem er sich auf einen der Strohsessel legte. Aber als er erwachte, und seinen Herrn noch weit besser gebettet fand als sich selbst, sprang er auf das Bett, streckte und dehnte sich da, und überließ sich ohne allen Zwang den Liebkosungen Camillos.

Die beiden Freunde wurden in ihrem Treiben durch das gurren der Tauben unterbrochen, welche ihrerseits einen Theil der Liebkosungen zu beanspruchen schienen. Camillo öffnete die Thür, und sprang vor Freude in die Höhe, als er in dem Winkel, welchen sein Häuschen mit der Einschlussmauer bildete, einen hölzernen Käfig hängen sah, an dessen Rande die beiden Tauben den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne entgegenfahen.

Jetzt bemerkte Camillo unter dem Käfig ein Gitter, hinter welchem sich ein weiß und braungeflecktes Thier mit langen Ohren und glänzenden Augen befand. Er näherte sich dem fremden Gegenstande, besah ihn, prüfte ihn, sah genauer, — endlich rief er voll Freude aus: »Das sind ja Kaninchen! Diese Überraschung kann mir nur Marie gemacht haben. Was ist sie für ein gutes, dankbares Mädchen.«

Camillo war ganz glücklich. Er hatte einen Hund, Tauben, Kaninchen; seine Anstellung in der Buchdruckerei setzte ihn in den Stand täglich dreißig Kreuzer zu verdienen; er baute Luftschlöffer, wie die Milchfrau in der Fabel; berechnete im Geiste was er damit machen wollte und

schmiedete die herrlichsten Pläne. Erstlich wollte er täglich früh aufstehen, um seine Tauben und Kaninchen zu füttern, und selbst ein Frühstück zu nehmen. Darnach wollte er Gras ausraufen und es der Obstfrau bringen, bei welcher Marie arbeitete; damit würde die Zeit heranrücken, die ihn in die Buchdruckerei rief. Nach vollbrachtem Tagewerke würde er wieder in sein Häuschen zurückkehren, wo er sich über das Wiedersehen seiner Tauben und Kaninchen freuen könne. Was für ein gutes, angenehmes Leben stand ihm bevor. Er beneidete keinen König. Wohl war er nur der Wächter seines Grundstückes, aber was hielt ihn denn davon ab, sich für den Eigenthümer desselben zu halten? durfte er den Grund nicht verschönern? ihn nicht fruchtbar machen? Konnte er darauf nicht spazieren gehen wie es ihm beliebte? Konnte er nicht sogar seine Freunde zu sich bitten? Mit dem Gelde das er verdiente konnte er Samen kaufen; diesen durfte er bauen, und pflanzen. Hatte sein Onkel nicht oft gesagt: »es ist Zeit für alles« und diesen Grundsatz wollte der Nefse in Anwendung bringen.

»Die Zeit geht schnell vorüber, wir müssen fortgehen Forz,« sagte Camillo. Sie verließen beide den Grund. Camillo verschloß die Ausgangsthüre sorgfältig.

Mit seinem kleinen Bündel Gras belastet, schlug er den Weg nach der Druckerei ein, doch ging er nicht gerade aus hin, weil er die gute Obstfrau besuchte die seine Nachbarin war. Er fand sie nicht zu Hause, aber Marie war im Laden. Als sie Camillo mit dem Bündel Gras eintreten sah, sagte sie lächelnd: »Ei sieh doch wie gut Sie errathen haben, warum Mutter Grand Jean Ihnen ein Paar Kaninchen schenkte!«

»Das habe ich nicht errathen,« entgegnete Camillo; »aber ihre Aufmerksamkeit rührte mich; darum dachte ich, daß ich ihr vielleicht ebenfalls eine Freude machen könnte, wenn ich ihre Kaninchen mit frischem Gras versorgte. Wenn sie es erlaubt, dann bringe ich ihr jeden Morgen neuen Vorrath. Wollen Sie ihr das sagen, Jungfer Marie?«

»Das wird ihr sehr willkommen sein, Herr Camillo; das machen Sie gut,« antwortete Marie, indem sie das Gras in Empfang nahm.

»Wie geht es denn bei Ihnen zu Hause, seit gestern Abend?« fragte Camillo.

»Besser, denn es ist Friede eingekkehrt in unser Haus, und Hoffnung; mein Bruder wurde so sehr erschüttert durch die Großmuth, welche Sie meinem Vater erwiesen, daß er uns gestern die heiligsten Versprechungen zur Besserung gab. Ich muß mich schämen, sagte er, daß ein zehnjähriger Knabe mit seinem Gelde meine Familie rettete, während ich neunzehnjähriger Bursche mein Tagelohn in der Schenke vertrank. Von heute an, glaube ich, ist er gebessert, und durch wen? — durch Sie Camillo. Das ist gewiß etwas außergewöhnliches, daß ein Kind in Ihrem Alter, einem erwachsenen Burschen zum Vorbilde dient.

»Glauben Sie mir Jungfer Marie, ich weiß gar nicht wie das kommt,« sagte Camillo, »es ist der liebe Gott, welcher mir die Gedanken ins Herz gibt.«

»Und Sie hören auf ihn, das ist Ihr Theil Camillo. Mein Vater äußerte gestern, daß er sein Augenlicht noch nie so schmerzlich entbehrt als jetzt, wo er Sie so gerne gesehen hätte.«

»Sprechen wir davon nicht weiter, Marie. Ich habe noch eine Bitte an Sie in Bereitschaft. Wie ich Ihnen schon erzählte, werde ich bei Herrn Germain Kost haben; außerdem nichts. Vom Hause aus bin ich aber an Keulichkeit gewohnt, und habe doch gar keinen Begriff davon wie ich meine Wäsche reinigen, und in gutem Stande erhalten soll.«

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen, Camillo,« entgegnete Marie; »ich werde Ihre Wäsche wochentlich abholen, und meine Mutter wird sie besorgen.«

»Ich werde sie gerne für ihre Mühe entschädigen,« antwortete Camillo; »nun muß ich fort, die Arbeitsstunde ist nahe, auf Wiedersehen Marie.«

»Auf Wiedersehen! morgen; Camillo.«

Es würde meine jungen Leser langweilen, wollte ich ihnen erzählen was Camillo Tag für Tag während der beiden folgenden Jahre machte. Es genügt hier noch anzuführen, daß er mit Hilfe von Mariens Bruder, welcher sich ernstlich besserte, sein Grundstück bearbeitete, Kartoffel und Salat pflanzte, die Obstbäume pflegte, die schadhafte Mauer ausbesserte, und daß dieß alles so vortrefflich geschah, daß Herr Raimond bei seiner Rückkehr von einer viermonatlichen Reise sein Eigenthum nicht erkannte. Er ging zweimal vor seiner eigenen Thür vorüber ohne anzuklopfen, weil sie ein Freund Pauls so hübsch hellgrün angestrichen hatte, daß sie nicht wieder zu erkennen war.

Camillo aß weder seine Kaninchen, noch seine Tauben, daher kam es, daß er bald zwei große Familien dieser Thiergattungen besaß. Er verkaufte einen Theil davon, und gründete sich damit einen neuen Erwerbszweig, welcher seiner Arbeit in der Druckerei keinen Eintrag that.

Es war im Februar 1838, als unser Robinson ein Ereigniß erlebte, von welchem wir Mittheilung machen müssen.

5. Kapitel.

F o r v e r s c h w i n d e t.

Es war Sonntag. In der Buchdruckerei wurde nicht gearbeitet. Camillo hatte sich einen kleinen Vorrath von Holz gekauft, um einen eisernen Ofen zu heizen, welcher in seinem Zimmer stand, weil seine Freunde, die Maurer, an ein Kamin nicht gedacht hatten.

Er war ausgegangen, um in der Kirche Saint-Roches die Messe zu hören. — Wer jetzt unsern kleinen Camillo gesehen hätte, der würde in dem reinlich und gut gekleideten Knaben mit den nett geordneten blonden Locken, welche von der Mütze theilweise bedeckt waren, das arme, verlassene, blasse Kind nicht erkannt haben, das vor zwei Jahren unter den Bäumen der Tuilleries schlief. Camillo sah blühend und gesund aus.

Nach beendigter Messe, trat unser kleiner Freund aus der Kirche. Fox folgte ihm. Auf der Treppe blieb Camillo stehen, um die Wagen vorüber fahren zu sehen, welche ihre Herrschaften abholten.

Fox war noch neugieriger als sein Herr; er wagte sich selbst unter die Wagen, sogar die Hufe der Pferde fürchtete er nicht, darum bekam er auch manchen Stoß, worauf er sich stets seinem Herrn näherte, als ob dieser ihn schützen sollte.

»Das geht nicht anders, Fox,« sagte ihm Camillo, »warum bist Du nicht bei mir geblieben?«

Aber der Hund hörte nicht auf die Rathschläge seines Herrn und kümmerte sich wenig um die Fußtritte der Bedienten; er entfernte sich von neuem um seine Neugierde zu befriedigen.

Die Kirchengänger hatten sich allmählich entfernt; auch Camillo dachte an den Heimweg; in seinem gemüthlichen Zimmer, das er angenehm erwärmte, wollte er eine Geschichte von Frankreich lesen, welche Herr Germain ihm geliehen hatte, als er plötzlich eine fremde Stimme rufen hörte:

»Fox, Fox.«

Camillo sah sich um. Er bemerkte eine Kutsche, deren Schlag halb offen stand; auf dem Vorderitz saß eine Dame.

Als Fox, der Fox unsers Camillo, die Stimme hörte, war er mit einem Satze im Wagen. Der Schlag schloß sich, zwei gute Pferde zogen die Kutsche im Nu vorwärts, während der gewandte Bediente sich auf seinen Hintersitz schwang.

Als Camillo von seinem Erstaunen sich erholt hatte, wollte er folgen, aber der Wagen war verschwunden.

Eine Flut von Thränen stürzte aus des Knaben Augen, und floß auf die Wangen herab.

»Ich habe meinen Hund verloren,« rief er in seinem Schmerze aus, »daß die Leute sich nach ihm umsahen, mein lieber Fox! kehre wieder zurück! Wo bist Du denn, mein Fox?!

Ach, der arme Knabe hatte gut rufen; er mochte zurückkehren wie er wollte, um seinen Hund zu suchen, Fox war verschwunden; vielleicht für immer.

Wie sollte er ein so kleines Hündchen in der großen Stadt Paris wiederfinden! Es wäre wohl nicht unmöglich gewesen, wenn Camillo sich den Wagen gemerkt, oder auf die Pferde und die Abzeichen der Bedienten geachtet hätte; aber das that er nicht, weil das Ereigniß so rasch kam, daß ihm keine Zeit zur Bestimmung blieb. Camillo konnte es sich nicht verhehlen, daß er von nun an allein sein werde. Weinend trat er den Heimweg an; schlich langsam durch die Allee der eliseischen Felder, indem er es nicht versäumte, bald links, bald rechts nach seinem Hunde auszu sehen. So oft er einen schwarzen Bologneser sah, klopfte sein Herz rascher, seine Lippen stammelten unfreiwillig den Namen: Fox. Er beschleunigte seine Schritte, aber bald erkannte er seinen Irrthum, und jede neue Täuschung erhöhte den Kummer um das verlorne Thier.

Als er bei der Einfriedigung seines Grundes ankam, schien ihm alles öde und leer. Er trat ein, beachtete aber weder seine Tauben, noch seine Kaninchen; das so hübsch ausgestattete Zimmer schien ihm ganz öde. Was sollte aus ihm werden, wenn sein Hund nicht wiederkehrte! Es ist wahr, Fox konnte nicht sprechen, aber er konnte bellen und knurren; bald sprang er auf den Sessel, bald auf das Bett; dann schwang er sich wieder auf die Kniee seines Herrn, und leckte ihm die Hände, oder er that als ob er heißen wollte, indem er Camillo zum spielen aufforderte. — Jetzt war dieß alles vorbei.

Um sich zu zerstreuen, deckte der arme Knabe den Tisch und fing zu essen an. Beim ersten Bissen dachte er an Fox, der gewöhnlich vor ihm saß, und sein Mittagbrot erwartete; das schnürte Camillo die Kehle zusammen, er mußte weinen; wurde zuletzt unwillig und stieß den Tisch um, mit allem was darauf stand.

»Fox war mir mehr als ein Hund,« rief er aus. »Er war mein Gefährte, mein Bruder, meine Familie! . . .«

Die einbrechende Nacht fand Camillo in Schmerz versunken. Wie mochte ihm weh um's Herz sein, als er sich an diesem Abende zum Gebete kniete!

»Mein Gott,« sagte er, »Du warst immer so gut gegen mich, schicke mir meinen Hund wieder zu; gib mir meinen Kameraden, meinen Freund zurück!«

Er legte sich zu Bette, aber der Schlaf kam nicht; seine feuchten Augenlieder wollten sich nicht zur Nachtruhe schließen. Der Morgen brach an, und erneuerte Camillo's Schmerz. »Wo mag mein Fox sein?« dachte er, »mein Hund, der bei der geringsten Bewegung seines Herrn sprang, lief oder bellte.«

Camillo stand auf und weinte. Nachdem er seine Hühner und seine Tauben gefüttert hatte, ging er fort nach der Buchdruckerei. Als er bei der Obstfrau vorüber ging, wo Marie in Arbeit war, blieb er stehen; aber statt eines herzlichen, fröhlichen Grußes, wie er ihn jeden Morgen aussprach, reichte er dem jungen Mädchen traurig die Hand und sagte: »ich habe meinen Hund verloren, Marie!«

»Welch' ein Unglück!« rief diese aus. Sie weinte mit Camillo. Als er in der Druckerei ankam, antwortete er auf jeden freundlichen Gruß: »Ich habe meinen Hund verloren.«

»Laß Deinen Kummer nur ruhen,« sagte Herr Germain. »Die Arbeit geht allem vor.«

Aber ach! Camillo war den ganzen Tag unaufmerksam; noch kein Probebogen wurde so schlecht gelesen, wie an diesem Tage.

»Ich werde Dir wohl einen andern Hund bringen müssen,« sagte Herr Germain.

»Nein, o nein!« antwortete Camillo, »ich würde ihn wieder verlieren.«

6. Kapitel.

Der junge Bettler in den eliseischen Feldern.

Es war sieben Uhr Abends; der helle Mondschein gab dem schneebedeckten Boden ein glänzendes kaltes Aussehen. Camillo hatte sein Tagewerk vollbracht, und ging traurig seiner Wohnung zu. Er schritt an dem Kaffeehause der Gesandten vorüber, demselben, vor welchem er eines Abends die Violine spielte, um dem blinden Greise Geld zu verdienen; da fiel ihm plötzlich ein blasser, magerer, junger Mann auf, ohne Hut, unter einem schlechten Ueberrode vor Kälte zitternd; der Mann glich zum Verwechseln seinem Better!

Doch welch' ein Gedanke! Der Sohn seines Onkels, der reiche Erbe des Herrn Thomas, welcher viele Häuser und Weingärten von Bordeaux besaß, der sollte in Paris sein, und daselbst die Abzeichen des tiefsten Elendes zur Schau tragen. Camillo traute seinen Augen nicht, und schien doch, trotz der stechenden Kälte an die Stelle gebannt; seine Blicke hingen an dem sprechend ähnlichen Bilde seines Better's.

In diesem Augenblicke kam ein Mann quer über den Weg. Camillo sah den jungen Mann dem Fremden näher treten und ihm die Hand reichen.

»Ich habe nichts,« sagte dieser kurz.

»Ich muß Geld haben, denn ich sterbe fast vor Hunger,« entgegnete der Bettler.

Die Finsterniß, welche an diesem Orte herrschte, ermuthigte ihn ohne Zweifel, so daß er dem Fremden die Arme zusammenpreßte, und mit dem Ausdruck der Verzweiflung festhielt.

Diese Stimme, diese drohende Stimme war die seines Better's. Camillo konnte sie nicht verkennen, denn seiner Erinnerung war sie immer gegenwärtig.

Er stürzte sich auf seinen unglücklichen Verwandten, faßt ihn heftig am Arme und rief aus: »Gustav, was thust Du hier?!«

»Gustav?« . . . wiederholte mit Schrecken der junge Mann; »Gustav? Wer hat Dir meinen Namen gesagt? Woher kennst Du mich?«

In seiner Bestürzung ließ er den Arm des Unbekannten los; dieser nahm die Beine auf den Rücken und lief davon, froh darüber, daß er mit der Angst davongekommen war.

»Gustav! Was thust Du hier!« wiederholte Camillo; seine Worte trugen den Ausdruck der Traurigkeit und des Vorwurfes; sein Blick haftete an dem jungen Manne, den er nur mit Abscheu und schauern ansehen konnte.

Nachdem die erste Aufregung vorüber war, sah auch der Uebelthäter dem Knaben fester in's Auge, aber er erkannte ihn nicht.

»Wer bist Du, und was willst Du von mir?« sagte er mit unfreundlichem Tone zu Camillo.

»Wie Gustav, Du erkennst mich nicht?« »Ich habe Dich nie gesehen,« antwortete dieser, und that einen Schritt vorwärts um sich zu entfernen.

»Aber ich bin Camillo!«

»Camillo?! . . .

»Ja, der Nefte des Herrn Thomas — Camillo — Dein Vetter, den Du einst so böswillig in den Tuilleries verließest. Du scheinst in Paris zu wohnen, was machst Du denn da?

Gustav, denn er war es wohl, schwieg still; er schämte sich, darum fand er keine Worte.

»Es ist hier zu kalt,« sagte Camillo, »gehen wir in Deine Wohnung, oder — wenn es Dir angenehmer ist — in die meinige. Da wollen wir plaudern.«

»Ich wohne nirgends, antwortete mit fast erstickter Stimme der junge Thomas. »Wenn ich eine Wohnung hätte, würde ich nicht zu dieser Stunde, und in diesem Wetter hier umherirren. Glaubst Du, daß ich gebettelt hätte, wenn ich nicht den ganzen Tag ohne die geringste Nahrung gewesen wäre? . . .«

»Sprich nicht so laut, Gustav!« sagte Camillo.

Der gute Knabe forderte nun mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit seinen Better auf, ihn zu begleiten. Gustav folgte ihm, ohne ein Wort zu sagen. Während des Weges dachte Camillo über das eigenthümliche Begegnen mit seinem Better nach; er konnte es sich nicht erklären, daß der Better als Bettler in den eliseischen Feldern sein Brot suchen müsse, weiter stellte er verschiedene Fragen an ihn, über die Ursache dieses großen Schicksalswechsel.

Was Gustav anbelangt, so können wir nur sagen, daß er im voraus die Märchen ordnete, welche er erzählen wollte. Sobald er eingetreten war, konnte er einen Ausruf der Verwunderung nicht zurückhalten, als er die Ordnung gewahrte, welche in der kleinen Wohnung herrschte.

»Wo sind wir denn?« fragte er.

»Bei mir,« antwortete Camillo.

Sogleich bewies er sich auch als freundlicher, liebenswürdiger Wirth, dessen Großmuth seines guten Herzens würdig war, obgleich sie sein Better nicht verdiente.

»Warte, mein Better,« sagte er, »ich werde einheizen, damit Du Dich erwärmst. Auch sollst Du essen, mache den Speiseschrank auf — es ist freilich nicht viel darin; das Frühstück und das Abendbrot eines armen Lehrlings; Brot, ein Topf mit Mus und etwas Wein. . . isß und sei nicht verlegen, ich bin nicht hungrig, ich habe zu viele Sorgen.«

»Bei wem bist Du hier?« fragte neuerdings Gustav, indem er mit Heißhunger aß.

»Bei mir selbst! oder doch fast so, wie bei mir selbst.

»Wie,« sagte der junge Thomas, »diese Geräthe sind Dein Eigenthum?«

»Der Grund gehört nicht mir, ich bewache ihn nur; aber das Häuschen haben mir meine Freunde gebaut, vielleicht sollte ich es auch

nicht ganz als mein Eigenthum ansehen, aber die Geräthe gehören mir. Aber Vetter — sage mir nur, wie es zugegangen ist — Du warst so reich!

»D, das ist eine sehr traurige Geschichte.«

»Es ist noch nicht spät, erzähle sie mir.«

»Gerne.«

Gustav setzte sich an den Ofen, und ehe er sein Mal beendet hatte, begann er mit Camillo folgendes Gespräch.

